

Uebersicht. Das Leben in der Natur. V. Seelenleben der niedern wirbellosen Thiere. — Am Pfing. — Heinrich von Kleist. — Mücke.

Das Leben in der Natur.

V. Seelenleben der niedern wirbellosen Thiere.

Kein kleines Leben ist verglichen.

Jean Paul.

E. v. H. Nicht das Christenthum, welches dem Menschen die „Erlösung“ brachte, an der nur seine „unsterbliche Seele“, nicht aber das Thier theilnimmt, war es, welche die Thierwelt entseelte, sondern erst die kalte Philosophie des Cartesianus und seiner Anhänger ließ sich verleiten, hierin gegen die Weltanschauungen des Orients einen Rückschritt zu machen. Der christliche Cultus läßt Taube, Lamm, Adler, Löwe u. s. w. als religiöse Symbole gelten; die indische Mythe und der mohammedanische Keran lassen die Thierseelen mit dem Menschen in einen Himmel eingehen, und seiner der großen Denker des Alterthums wagte es, dem Thiere die Seele geradezu abzusprechen; sie erklärten ihr Wesen nur für unvollkommener als jenes der Menschen. Mannigfaltige, mitunter höchst barocke Erklärungen über das Wesen der Thiere finden wir im vorigen Jahrhundert. Während Bonjean sie für vom Teufel Besessene erklärte, schrieb ihnen der edle Herder einen Geistesbrief. Addison erklärte ihre Handlungen fogar durch göttliche Einwirkung, und Jean Paul sagt: „Das Meer von Insectenleben mache nicht gegen sie und das Leben gleichgiltig, und man schließe von der Menge der Seelen nicht auf ihre Geringfügigkeit, wie wir mit Sand und Staub thun.“ — Der heutigen Wissenschaft ist das Leben der Seele die höchste Offenbarung des uns Unendliche vollkommen gegliederten Körpers, und die in der Organisation sich offenbarende göttliche Vernunft ist in der That erhabener als das Göttliche, was das Bewußtsein des begabtesten Menschen sich vorzustellen vermag.

In diesem Sinne möchten auch die Blasphämie zweier der größten Denker aller Zeiten in einen Satz zusammenzufassen sein. Aristoteles lehrte nämlich, die Seele sei die erste Wirklichkeit eines natürlich gegliederten Körpers, und Leibniz sagt, daß die Seele ihre Körperform selbst schreie.

Es gibt mithin nur Einen Dualismus, oder eigentlich nur zwei Poles Einer Einheit, das Endliche und Unendliche, Gott und Nicht-Gott, Natur und Geist, Leib und Seele, Bewußtes und Unbewußtes, Eterliches und Unerstirliches, Nothwendigkeit und Freiheit, das sind nur Variationen eines und desselben Themas. Das Unendliche im Thiere, die Thierseele, ist somit ganz und gar Seele, wenngleich lange nicht Menschenseele. Das Denken des Thieres ist noch vorherrschend gebunden, naturgemäß, sein Selbstbewußtsein noch unklar, das Thier ist mehr Bruchtheil seiner Gattung als freies Individuum, es weiß sich noch nicht im Ganzen. Sein Begriff ist noch Schema, seine Seele mehr Theil der Naturseele als selbstständiges Geist, es hängt daher mit der Natur uniger zusammen als der Mensch, sein Instinct ist unerschütterlich, sein Sinn schärfer, aber die Freiheit kommt vor übermächtiger Nothwendigkeit nicht zum Durchbruche.

In der ganzen sogenannten unbesetzten Natur bildet das gegenseitige Aufeinanderwirken, Spiegeln und Empfinden, dieses Aufstehen der Bilder und Rückempfinden des Universums das eigentliche Alleeen. Das Fühlen verhält sich lebend, das Einwirken ist dagegen thöbig, ein Sterben, ein Lieben, ein Begehren, während die bloße Vorstellung als noch nicht in dem polaren Gegensatz des Fühlens und Sterbens, als in sich ruhendes Schauen und Spiegeln gedacht werden kann. In diesem doppelten Verhalten des Empfindens und Begehrens beruhtig ist jedes Leben. Gemeingefühl oder Affinn (Sensus communis) und sein activer Gegenfals, Gemeintrieb oder Instinct, schließen alle Thätigkeiten der Seele ein.

So dürfen wir uns nicht wundern, daß bei den niedrigen Thieren, den Infusorien, Polypen, Quallen und Strahlthieren der Affinn sich im Erreunen und Empfinden, der Instinct im Selbsthaltung- und Genüßtrieb deutlich anspricht. Der Affinn ist bei den niedrigen Thieren verhältnismäßig viel intensiver als sein activer Gegenfals, der Instinct. Dieser letztere ist auf dieser niedrigen Stufe eben nicht viel anders als eine energiegelbe Auffassung der allgemeinen Einwirkung, wie sich der Erhaltungstrieb in seinem ersten Stadium bloß als ein energieliches Anziehen der zum leiblichen Gedeihen nothwendigen Stoffe darstellt.

Mittels des lebhaften, noch nicht durch zahlreihe Organe auf einige Punkte fixirten Affinnes find die niedrigen Thiere im Stande, Vorgänge in der Atmospäre im Voraus zu empfinden, wie viele Pflanzen. Die Sechlumen (Meiciden) breiten ihre Fühläden aus und öffnen sich, wenn gutes Wetter zu erwarten ist, während sie das Gegenheil thun, wenn

ein Sturm naht. Die Nieschmigheln (Molluscen) spinnen durch dem Eintritt eines Sturmes mehrere und neue Fäden, womit sie sich an die Felsen befestigen, und die Vintegel (schon den Wärmern angehörig) steigen bei bevorstehenden Regen oder Gewitter im Wasser auf.

Viele Infusorien und die Polypen suchen gleich dem Pflanzen das Licht; und es ist bewundernswürdig, daß ihre Oberfläche sich zu demselben hingezogen hebt, denn auch zerstückte Theile der letzteren gehen dem Lichte nach. Zufolge des Affinnes bemerkt der Polyp auch die kleinen Thiere, die ihm zur Nahrung dienen, in einer Entfernung von 6—8 Zoll; er nimmt den Druck wahr, den das Wasser hervorbringt, und vermöge seines Instinctes erzeugt er einen Strudel, um die Nahrung herabzuziehen und mit seinen Armen zu ergreifen.

Die Gegenstände der Wahrnehmung stellen sich dem Affinn dar als mannigfaltig Zusammengefestes, wie Helles, Dunkles, Farbiges ic. — Trockenes, Feuchtes, Weiches, Hartes, Warmes, Kaltes ic. — Süßes, Saures, Bitteres ic. — Wohl- und Uebelriechendes — als Bewegung, Laut, Klang, Ton, ic., Gruppen, deren Wahrnehmung bei höheren Thieren durch speciell, in ihrer besondern Sphäre schärfer unterscheidende Organe — die Sinne — vermittelt wird. Bei den niedrigen Thieren erstet der Affinn die noch nicht vorhandenen besondern Sinne und beweist die gemeinschaftliche Quelle derselben. Nur der Gefühlsinn, als dem Affinn am nächsten stehend und an sein bestimmtes Organ gebunden, ist in der untern Thierwelt am so lebendig, als er die andere sehr oft vertritt (vicariert) muß. Durch neues Polarisiren tritt aus dem ursprünglich passiven Gefühlsinn der active Gefühlsinn, der Tactinn hervor, und äußert sich in eigens sich hiezu bildenden Organen.

So werden schon bei einigen Infusorien die Wimpern, die Rüssel, die halbkuglichen und lippenartigen Verlängerungen des Rückens zu eigenthümlichen Tastorganen; bei den Polypen, See-Anemonen, Sternwürmern, Kopffüßern zu Gangarmen; bei den Seearten und See-Tageln zu röhrenförmigen Fühlern, bei vielen Wärmern, den Schnecken und andern Weichtieren, und bei höheren Classen, den Spinnen, Krebsen und Insekten zu Fühlhörnern.

(Schluß folgt.)

Am Pfing.

Eine Geschichte von Leopold Kompet.

Berlin. Verlag von Franz Duncker 1855.

H. K. Der denkwürdige Moment in der Geschichte der österreichischen Juden ist jener, in welchem der ritterliche Kaiser Franz Josef ihnen den Vollgenuß der bürgerlichen Rechte einräumte. Vornehmlich war es das Recht des freien Besizes von Grund und Boden, welches von den Israeliten des Kaiserthums mit begierigstem Anschlusse angenommen wurde; nun erst fühlten sie sich als „Staatsbürger“ Österreichs im eigentlichen Sinne des Wortes, seit es ihnen gestattet war, an dessen Grund und Boden Eigenthum zu erwerben, und auf kommende Geschlechter zu vererben.

Diesen Moment wählte „Kompet“ zum Grunde seiner Geschichte. „Am Pfing“ betrachtet er den Juden, belauscht sein inneres Denken und Fühlen, beleuchtet sein Thun und Treiben in den ungewohnten Elementen und schildert die Conflicte dieser seiner neuen socialen Thätigkeit mit den hergebrachten Lebungen, mit den liebgewordenen Gedankenfreisinn und Einsparungen.

„Reb Schelme Gahn“, eine jener willenskräftigen Gestalten, voll klaren Verstandes und reichen Gemüthes, wie sie Kompet mit Vorliebe und Geschick zu zeichnen pflegt, verläßt vom Geiste der Neuzeit getrieben seine „Schmittwaarenhandlung“ in der „Kille“ (Ghetto), und will „ein Bauer werden, wie andere Bauern;“ man soll nicht sagen, „daß der Jud nicht hinaus will anders Feld und lieber mit dem Gaußsack sich schleppen, als hinter den Pflug die Ochsen antreiben;“ er will dem Kaiser, der ihm gnädig erlaubt hat, „sich Gans und Feld zu kaufen, und Biet von seinem eigenen Gelbe zu essen“, dafür in der rechten Weise danken. Er greift sich los von dem „Geschäfte“, das ihn und die Seinen reichlich nährt, kauft sich, ohne auch nur seine Gegotin „Nachime“ zu Rathe zu ziehen, Gans und Feld unter den Bauern eines benachbarten Dorfes, und zieht freudigen Sinnes mit seiner familie dahin. So will er nach seiner eigenthümlichen Ausdrucksweise „dem Kaiser einen Gefallen erweisen“, denn „der Kaiser will, daß die Juden einmal ihre Gewölber und Rammläden schließen.“

Das Reb Schelme Gahn aus enthaltsamer Berechnung für seinem „Kaiser“ thut, was für ihn selbst doch ein schweres, schmerzliches Opfer ist, daß er sich losreißt aus allgemeinem Lebensgeleise, das geht seinem Ergekommen, dem jugendkräftigen „Ansel“ so recht vom Herzen. Ihm ist

es, da er noch im „Gewühl“ arbeitet, immer gewesen, „als hätte er ein ungeheueres eigenes Rad brechen müssen, und auf einmal hält ihm einer zu: „Ei, das ist die Zeit ist um.“ Er will ein rechter Baner werden, so Einer, dem man's anseht, daß er's ist, an dem Alles um und um Dauer ist, an dem Gott und die Menschen ihre Freude haben; dem Welt erst dann weh und leicht ums Herz, als ihm der Vater die heilige Zuflucht gibt, „daß er Haus und Hof nicht sobald verlassen werde.“

Nun „geht Anselm lernen“ von dem Knecht „Weitach“, der in seines Vaters Dienste steht. Weitach ist ein „merkwürdiger“ Knecht. Reb Schlome hatte ihn als Inventarist mit dem Bauernhose zugleich übernommen; trotzig, roh und voll giftigen Hasses gegen die Juden, köbnt er seinem Brotherren schon in den ersten Tagen entgehen: „Von den Pferden werde ihn keiner trennen und wenn alle Juden der Welt kämen, sie würden ihn da nicht wegstreiben können; er gehöre zum Hause und werde nicht gehen.“ Und doch ist dieser Weitach treu wie Gold, aufopfernd, sorgfältig unermüßlich für das Gedeihen der Wirthschaft und hängt mit Innigkeit an der Familie, vor Allen aber an „Glieb“, dem „Boder“ (Zalmgelehrten), Reb Schlomes zweitgeborenen Sohn, zu welchen es den Knecht mächtig hinzieht, denn von ihm als dem künftigen jüdischen Geistesführer erwartet Weitach, was den Lehrern seiner eigenen Kirche nicht gelangen ist, die Herstellung seines durch ein höchst eigenthümliches Liebesverhältnis mit einem jüdischen Mädchen gestörten Seelenfriedens.

Glieb hat keinen Sinn für Gottes freie Natur, er verfällt in der Berührung mit der schönen, auch von dem ebel und männlich fühlenden Anselm geliebten Wirthstochter einer Leidenschaft, die seinen kranken Organismus rasch aufreibt.

Mit besonderer Vorliebe behandelt der Dichter die Zeichnung Rachmes, der Ehegattin Reb Schlomes Haus's.

Rachme, früher „ein bemühtig schwermüthig Weib“, das durch 25 Jahre neben, nicht mit ihrem Namen“ gegangen war, Rachme änderte ihr ganzes Wesen in dem Augenblicke, als ihr Gatte, ohne sie zu befragen, ob es auch ihr Wille sei, die „Kille“ zu verlassen und in das Dorf zu ziehen, aber ihre und der Jüngen künftige Lebensstellung gewissam entliehen. In Rachme verkörpert der Dichter die jüdische Familienmutter, die sich verantwortlich fühlt für des Hauses frommen Sinn, für das Gedeihen des religiösen Elements in der Familie, für die gottgefällige Erziehung ihrer Kinder. Gerne verzichtet Rachme auf jede selbstständige Willensregung und Schicksal, als die Uebersicht aus in der Kille lebte und alles im Hause seine Wege ging wie vor guter alter Zeit. Doch nun sah sie das Palladium des Hauses, den religiösen und familiären Geist derselben gefährdet. Wochten sich Reb Schlome und Anselm immerhin freuen an Feld und Frucht, an der ruhigen Arbeit und dem heiligen Bewußtsein, „dem Kaiser einen Gefallen zu thun.“ So sollte ihr, der stillen unsprachlichen Hausfrau Gelsa bieten für die verlassene Kille? Im Schoße ihrer Familie war Alles anders geworden, Sitten und Anschauungen der Jüngen hatten rasch gewechselt in der Berührung mit der bauerlichen Umgebung — der Sabbat ward nicht mehr gefeiert und heilig gehalten wie ehemals, ihr Töchterchen „Ilse“ konnte sie nicht in die Schule schicken unter die Bauernkinder, und mit Herzlich und Angst sah sie, wie es in kindlicher Unbefangenheit mit den Lehrern verkehrte. Sie sagte zu den Bauern des Dorfes kein richtiges Vertrauen, so fremdlich diese auch den Neuangewonnenen entgegenkamen. Dazu kam die Verborgnis, es könne die Frucht auf dem Felde verderben, oder Haus und Hof plötzlich zerstört werden, und so die Familie mit einem Male zu „Bettlern“ herabsinken.

Nach schweren Seelenkämpfen reichen sich endlich über dem Grabe „Glieb“ die Ehegatten, die seinen Augenblick aufgehört haben sich innig zu lieben und zu achten, versöhnt die Hände, Reb Schlome will, wie ihm auch das Herz blutet, seiner Gattin zuliebe das Dorf verlassen und in die Kille zurückkehren. Rachme jedoch, eckstänig und starrlich wie immer, nimmt dieses, ihren Gatten in seinen eigenen Augen bemüthigende Opfer nicht an, sie vermag es nicht, länger das innere Elend Reb Schlomes und des wackeren Anselm in der ihnen lieb gewordenen Sphäre durch ihr Orrelen zu hören — die Familie bleibt auf dem Dorfe und wird nur durch die Kunde, ob sei den Juden unbefruchtete Erwerbung von Grundbesitz auf ein fernere Verfürgung nicht mehr gehalten, schmerzlich in ihrer Gemüthsruhe und Zufriedenheit gestört.

Die Wahl des Stoffes ist eine glückliche; der Bau dieser finnerigen Dargestellnisse einfach und sorgfältig durchdacht; die Zeichnung der Charaktere und die Darstellung überhaupt mahnt an Kompos eigenbümliche und gefällige Weise, das innere und äußere Leben der böhmischen Juden in seinen spezifischen Grundzügen und Nuancen zur Anschauung und zum allgemeinen Verständnis zu bringen.

Doch dürfte die Lösung mancher Anknüpfungen, wie sie der Dichter versuchte,

minder vollständig befriedigen, und manches, den Gang der Handlung und die Entscheidung schwebender Geschehnisse wesentlich bestimmende Motive nicht schwer genug behandelt werden auf der kritischen Wage.

Im Ganzen findet wohl das vorliegende, vom legalsten Geiste durchworfene Buch seine freundliche Aufnahme, deren sich Kompos bisherige schriftstellerische Leistungen bei dem gebildeten Lesepublikum erfreuten.

Die äußere Ausstattung des in zwei Bände erschienenen Buches ist eine sehr gefällige.

Heinrich von Kleist. *)

(Bei Gelegenheit der Aufführung der „Familie Schroffenheim“.)

Talleyrand sagte einmal, die Sprache sei geschaffen, um die Gedanken zu verbergen. Das Klingt unähnlich geistlich, ist aber wie jedes Paradoxon nur ausnahmsweise wahr. Das Paradoxon daran ist die Verwechselung des Zufälligen mit dem Wesentlichen. Zuweilen wird die Sprache allerdings dazu gebraucht, die Gedanken zu verbergen, z. B. den Diplomaten dient sie sehr oft dazu. Allein es wäre ebenso übertrieben, wenn man von den Kleidern, weil etwa costete Damen sich derselben bedienen, um gerade ihre Körperformen zu zeigen, behaupten wollte: die Kleider sind dazu geschaffen, den Leib zu entblößen. In neuerer Zeit ist es ein einziger ähnlicher Fall aufgetreten, und zwar mit den Theatertiteln des Burgtheaters, welche in der letzten Woche ganz gegen ihren Lebenszweck sich zu einem Titel herabwürdigten, der Welt thun zu thun, was Abends im Theater u. d. i. aufgeführt wird. Wenn Mergens eine Tragödie am Jettel hand, konnte man mit gutem Gewissen sagen: Na, heute werden die Leute wieder über den Bedmann lachen, er ist auch gar zu tollig! — denn Abends kam gewiß der „Gut“ nebst ein paar anderen kleinen Stücken. Von einer ähnlichen Empfindung fühlten wir uns durchdrungen, als wir gestern Vormittags die „Familie Schroffenheim“ am Jettel prangen sahen. Zwar gab die Szene der ihrem feinsten Gelde zum Beben, vom Himmel lachte das eleganteste Blau, als sei der Plafondmaler eben erst herabgefallen. Das Wetter war mild; der rauhe Wind, den aus der Nordsee mit stürmischer Zubringlichkeit aufbläht, hatte den heimischen süßlichen Lüften Platz gemacht. So eine Witterung ist bestimmt den Unpäßlichkeiten, Veräufungen, Geistesfeuern sehr ungnädig. Und so ging denn das mehrmals abgelesene Bild endlich vom Stapel.

Wenn lagte, Zeit keine große, Tragödie, kein großes Schauspiel dargestellt wurde, das es sonst endlich eines, vieler der Besuch ein doppelt hater zu sein. Um ein Viertel auf vier Uhr stellte sich der Erste an das Theaterfront von der Burgtheater. Aus der linken Seitentafel seines Kodes glitten ein paar Rippen, aus der rechten aber ragte ein Papierzettel hervor mit den Buchstaben „Fre“, deren interessante Fortsetzung sich im geheimnißvollen Dunkel der Tafel verlor. Mit „Fre“ beginnt auch das Schiller'sche „Freude schöner Götterfunken“, sowie das bekannte Lied „Freut euch des Lebens!“, aber die drei Buchstaben waren sowohl für die Lebensfreude als für einen schönen Götterfunken offenbar zu viel, — es war das „Freudenblatt“. Der Besitzer desselben schien ein Mann, der um ein Viertel auf vier Uhr gar nichts zu thun hat, das konnte man der halb schlafigen Art ansehen, wie er in der Ecke lebte, indem er sein ganzes Lebensgewicht der Tragkraft des Thürhofs vertrauensvoll anheimgab. Aber er sollte weder zum himmlischen Genuss der Rippen, noch zu dem höheren des Freudenblattes gelangen. Ein kunstsinnes Individuum nach dem anderen kam, darunter manches hübsches Mädchen, mit welchem sich wohl ein Gespräch antippen ließ. So verarmt ein Viertelhändchen um das andere. An die zarte Mädchenschicht schloß ein derbes Lager von Plagatsheben und Plagatsheben, die sich meist aus Küche und Vorräumen herbeirufen, freisinnlich an. Wie es nun einmal zu geben pflegt, daß sich, wo viele Menschen beisammen sind, ein von der atmosphärischen Luft leicht zu unterscheidender Luftkreis bildet, so war es auch hier der Fall. Reichend, der das alles sieht, was Andere nur durch die Geruchswerkzeuge wahrnehmen, würde ohne Zweifel über den einzelnen Köpfen dieser immer wachsenden Menge das herrliche Schauspiel der freien Regenbogenfarben und allerlei individueller obich-magnetischer Mittelstrahlen gehabt haben. Wenigstens fühlte sich unser Zusehergekommen plötzlich in einem höchst unbeglichen Zustand. Der Dunst nahm immer zu. Der Drang des Fortschritts, der Tied nach vorwärts, sonst eine sehr schätzenswerthe Lebensanweisung, erlebte ihm vollends keine an sich so schöne Stellung. Der fortwährende Druck auf die vordere Front ferner übrigen höchst adäpten Persönlichkeiten beschränkte die Thätigkeit der Verbauungsorgane in einem so heftigen Grade, daß der Aermste auf einmal gewaltigen Hunger verspürte. Nach den Rippen aber dem Freudenblatt zu greifen, war rein unmöglich; unvorsichtigerweise hatte er nämlich Arme und Hände, als sich die erste Menschenphalanx um ihn legte, getrenzt und war unver-

*) Durch Zufall verspätet.

fehens in dieser Haltung festzulegen fossil geworden; denn die Masse lag bald so compact auf ihm, daß es lächerlich gewesen wäre, die genannten Extremitäten in eine andere Lage bringen zu wollen. Zu all dem Glend kam das Gefähr, Gekader, Gepauler und Schrumme. Tenor und Bass, Bariton, Alt und Sopran, schmelzend, hart, rauh, fein, alles Mögliche machte sich vernehmbar. O Gernst, sich, das Gute liegt so nah! So tief nämlich unser Premier Höffel, als mit einem Male von der Kohlmanntreue her ein Gedränge entstand, daß er wirklich glaubte, er werde, wenn das so fortgeht, durch die Burgmauern bis aufs Glacis hinaus durchgezogen. Ein doppeltes Knaden, ein Schmerzgeschrei! Die zwei Knebel waren am Portale platt gedrückt, und das Hüftgelenk eines jungen Mannes, der sonst nie von diesem Orte sieht, seiner Familie oder diesen ersten Ritterdienst nicht hatte vorjagen können, plötzlich mit Füßen getreten. O Gemüthe!

Endlich wird innerhalb des Thores ein Geräusch vernehmbar. Alles läuft. Schlüßel klingen, Rüstern nahen. Und — auf geht das Jammertier und hineinbrechend schlagen die künftigen Menschenwogen übereinander, wie die rechte und linke Hälfte des rothen Meeres, als Moses durchgezogen war und Pharaon kam.

Nach einigen Stelzungen über die Treppe und gelegentlichen Blutungen des Schienbeins hat Jeder seinen Platz erreicht. Das Haus fällt sich zu dem Rande; es würde überlaufen, wenn ein Schauspielhaus überlaufen könnte, wie ein Glas Champagner.

Der gute Kleist mag sich im Grabe freuen; lange genug hat es gebraucht, bis er bekannt wurde, wie er es verdient. Möge er nun auch volkstümlich bleiben, als es seiner Dichtung unter den Deutschen nach Goethe und Schiller zunächst zukommt.

Nach Goethe und nach Schiller? Neben Goethe und neben Schiller! Ja wir möchten noch eine andere Behauptung wagen, wenn wir nicht fürchten müßten, geheimnis zu werden, was für den Betreffenden unter allen Umständen sehr empfindlich ist. Nach fünfzig Jahren werden die Deutschen übrigens auf dem Wege der normalen Geschmacksentwicklung, der stetig fortschreitenden Erkenntnis zu jener Ansicht gelangt sein, die man heute noch nicht aussprechen wagen kann, ohne sich den knabenhaften Gassenknaben der dilettirenden Halbgebildung auszuweisen. Auf ein paar charakteristische Merkmale des echten Kunstgenusses möchten wir uns aber doch hinzuweisen erlauben.

Während in Schillers Dramen die Helden und Heldinnen fast ohne Ausnahme in einander überfließen, Karl Moor in den Ferdinand Walter, Ferdinand in den Carlos, Fiesco in den Moritz, Anstötz in Louise u. s. w., sind bei Kleist alle Charaktere in jeder individualisirender Abgeschlossenheit neben einander hingestellt. Der geistige Inhalt, der sich in die Organel des Einzelnen ergießt, ist ein immer neuer, dieser Gehalt ureigener. Graf Wetter von Strahl ist ein ganz anderer Mann als Ottocar, und Ottocar ein anderer als der Prinz von Somburg. Wie scharf treten die weiblichen Figuren: Röschen, Penthesilea, Agnes, Natalie durch die unwiederstehlichen, jeder einzelnen Individualität eigenthümlichen Bestimmungen des Gefühls, Anschauungs- und Gedankenkreises auseinander, des „zerbrochenen Kruges“ gar nicht zu gedenken, in welchem Kleist obnehin ein dem Wallensteinischen Lager in künstlerischer Gröndung und Ausführung ganz ebenbürtiges Gemälde geliefert hat. Merkwürdig bleibt es immerhin, daß sowohl Schiller als Kleist sich auf das Feld des Genres, des Komischen begeben mußten, um völlig Kleines zu schaffen und sich von den Beschränkungen, welchen sie sich in der Tragödie durch individuelle Dispositionen unterwerfen erwiesen, völlig zu befreien: Schiller von dem reflectirten Wesen, das in seinen tragischen Werken so oft die schöne Mittelbarkeit, das primitive Dichten herb unterbricht, — Kleist von dem Grillenbath, dem incommensurablen Spul, dessen Uebel nicht so sehr im Wesen der Romantik selbst, als vielmehr in einer Ueberbreitung derselben und in gewissen Krankheitsmomenten des Dichters zu suchen ist. Und so gar in diesem Punkte ist Kleist gegen Schiller im Vortheil, denn während sich von Schillers ersten Stücken keines nennen läßt, das in seiner Totalität rein wäre von jeder Bewegung des Dichters durch den Philosophen, hat Kleist der Welt in seiner Penthesilea ein Werk gegeben, darin kein unheimlicher Wollenknoten die Sonnenheile eines von Kraft, Anmut und Lieblichkeit, von naiver Größe und Zartheit erfüllten Gedenkbilde entstellt; tadelloß und heftelos wie der Marmor des Apollo vom Belvedere, und ebenso schön im eiden Weiz als in der gemessenen Fülle aller diese Gruppe unter Gesalten da, ein Meisterwerk an Plastik, vom Zauberlicht der christlichen Weltanschauung, in welcher der Dichter leuchtete, nur schwach, gleichsam nur zur Erhöhung des Grundrisses in einem weichen Schimmer angehaucht.

Was wir vorhin von der scharfen Geschiedenheit der einzelnen Charaktere bemerkten, gilt auch von den einzelnen Dramen, ihren Grundideen und Vorwürfen. In jedem der Kleistschen Stücke ist ein leitender Gedanke in eine

Form gegeben, die er in klarer Anschaulichkeit ganz erfüllt, durch die er ganz hindurchscheint, so z. B. im Rätchen und in der Penthesilea die zwei Seiten der Weiblichkeit und ihre charakteristische Neigungsgewichte in jener Empfindung, die eigentlich der natürliche Grundgehalt des Weibes ist: in der Liebe. Jedes der Kleistschen Stücke ist eine Welt für sich, ein neuer Mittelpunkt, der sich in einer neuen Peripherie entbreitet. Von Schiller läßt sich dies nur mit gewissen Beschränkungen behaupten.

Wenn wir oben sagten, Schiller und Kleist haben nur im Genre völlig Keines geschaffen, so kann damit selbstverständlich nur das große Ganze gemeint sein; denn die höchste Vollendung in einzelnen Theilen dem Einen oder dem Andern absprechen zu wollen, wird wohl Niemandem einfallen! hat doch schon Lied in Bezug auf Kleist ausgesprochen, daß Einzelnes (z. B. die ersten Acte der „Familie Schroffenstein“) zum Größten gehören, was wir in der Belletristik besitzen.

Wir haben Kleist mit Schiller zusammengefaßt. Ein Vergleich mit Goethe liegt viel näher. Größlich zeigt Kleist in der richtigen Empfindung für jenen Charakter einen hohen Grad der Verwandtschaft mit Goethe; seine Agnes reißt sich ohne Nachahmung dem Ordehen und dem Glärdien an, und in Bezug auf weibliche Charaktere folgen sich die drei Dichter in dieser Weise: Goethe, Kleist, Schiller. Was Composition betrifft, steht Goethe weit voran, indem bei Kleist wie bei Schiller die spezifischen Mängel und Schwächen der Individualität gerade hier das rechte Gebiet fanden, in dem künstlerischen Gestaltungsproceß hemmend eingzugreifen. Die Sprache Kleists hat sich dem reinen, objectiven Ausdruck der Idee, diesem großen Vorzug Goethes, weit mehr genähert als die Sprache Schillers. Nirgend redet, wie dies bei Schiller, namentlich in seinen früheren Schöpfungen, fast immer geschieht, der Dichter mit. In Kleist wie in Goethe hat sich das Kunstwerk nach ungeschmalteter Durchgeignung, ein Kind von Kitz und Weiz, aus der Individualität vollends losgelöst, und tritt ihr frei gegenüber gleich der Frucht, die aus der Blüthe ausläßt sich aber ihr und um sie abnimmt und immer weiter verdrängt, bis sie das Gewicht der Reife und des eigenen Organismus vom schwanken Aste bricht. Früchte, die jäh am Stamme hängen bleiben, verkommen mit ihm.

Was das nationale Element der Dichtung betrifft, so ist das individuelle Maß, in welchem es sich durch die Schöpfungen der drei Dichter hindurchzieht, bei Kleist ebenfalls größer als bei Schiller. Die Erscheinungsform, in welcher es bei Kleist und Goethe sichtbar wird, ist fast dieselbe. Beide sind mit ganzer Seele an das innere Wesen ihrer Nation (selbstverständlich auch dasjenige, welches in ihnen unwiderrücklich liegt) und an die Wandlungen und Veränderungen der Geschichte im Großen, der Menschheit im Allgemeinen ein feuriges Wort legt und seine edlen kosmopolitischen Schwärmer zeichnet, fügen Goethe und Kleist inmitten ihres Volkes, und formen Menschen nach diesem schönen Urbild. Nicht in tendenziöser Neigung gibt sich der fertige geschichtliche Sinn des dramatischen Dichters fund, sondern in dem echt nationalen Denken und Empfinden, Dichten und Trachten, das er in seine Charaktere legt. Darum kann auch ein Drama, das auf gar keiner geschichtlichen Grundlage ruht, national im besten Sinn sein. Goethe ist nicht bloß im „Götze“, sondern auch im „Räuf“, ein echt nationaler Dichter, Kleist ist es nicht bloß im „Prinz von Homburg“ und in der „Hermannschlacht“, sondern ebenso sehr im „Rätchen von Hellbrunn“ und in der „Familie Schroffenstein“.

Der Umstand, daß Kleist, ohne irgendwo in seinen Dramen Geschichte dichtet oder sich in Schlachttrüben der Partei heifer geschrien zu haben, doch durch die Liebe zu seinem Vaterlande und durch die Verweisung an dessen Zukunft, wie es biographisch nachgewiesen ist, bis zum Selbstmörder getrieben wurde, mag als die beste Entfaltung des abgenutzten Vorwurfs gelten, den man Goethe machte, als habe ihm der Sinn für die Geschichte, die Liebe zu seinem Vaterland gefehlt. Freilich, dieser Vorwurf kommt immer aus demselben Kreise unfertiger Menschen, welchen die künstlerische Individualität und die Geizge, die ihr einweichen, ein Nährfeld sind und bleiben werden. Man kann von Geschichte kein Wort geschrieben haben, und doch für sein Vaterland schwärmen. — Kleist hat diese Wahrheit durch seinen freiwilligen Tod bezeugt. Man braucht keine tendenziöse Geschichtsdramen geschrieben zu haben, um ein nationaler Dichter zu sein.

Es ist das ewige Vorrecht des Schönen, daß es im Einzelnen stets zugleich das Ganze faßt, daß sich im Individuum die Welt spiegelt.

Ueberall hätte es hier nicht sein, angenommen, daß es sich für uns nur um eine unerscheidende Auseinanderlegung handelte, um Kleist seine Stelle angewiesen, die Stelle, über welche ihn ein künftiges Geschick leicht noch hinaushebt. In der Welt haben Viele nebeneinander Platz, und es wäre ebenso unbillig, Schiller über Kleist plötzlich zu versetzen, als es ungerecht war, daß man Kleist bisher neben Schiller überließ. Was die absolute Erkenntnis an den Einzelwesen ausstellt, hebt sie nicht auf, weiß ihnen nur ihren Platz an in der Rangordnung des Geschaffenen. Das

Schicksal, mit dem höchsten Maße gemessen zu werden, ist den Auserwählten vorbehalten.

Nun zur Darstellung.

Der Wunsch, daß sich Kleist immer mehr einbürgern und immer mehr an Geltung gewinnen möge, läßt sich ohne große Mühe auch auf die Darstellerin der Agnes, auf Frä. Seebach übertragen, wo sich noch der zweite Wunsch hinzugesellt, daß es diesem schönen Talente gegönnt sein möchte, sich frei und ungehemmt zu entwickeln. Und so traten an diesem Theaterabend eigentlich zwei Supplementen vor das Publikum: eine Schauspielerin, die nach Vollendung ihres, und ein Dichter, der bereits vollendet. Die Lebende ist jedenfalls im Vortheil, ihr ist es noch gegeben, selbst vorwärts zu streben und das Publikum sich Schritt für Schritt zu erheben.

Unsere obige Zusammenstellung ist nicht so ganz zufällig oder willkürlich, wie man etwa glauben möchte. Sind doch Beide, was das Publikum anbelangt, in demselben Falle. Jede ausgeprägte positive Individualität ist den rationiellen Besuchern eines bestimmten Theaters anfänglich unbekannt, das Publikum wird aus ihrer Apathie gerissen und gewonnen, sich mit etwas ganz Neuem zu beschäftigen, während es sich in die Schöpfung schon bekannter Künstler und Dichter und in die Schaulustleistung, die nur das negative Verdienst besitzt, ohne Fehler zu sein, wie in einem altbekannten Rehnfuß hineinsetzt. Jede entschiedene Individualität hat lange zu kämpfen, bis sie eine so hartnäckige Gewohnheitsgewohnheit der Menge überwindet. Nur diese Anstrengung sprach diesmal die höchste, würdevollste Aufnahme der herrlichen Dichtung, wie der halbe Erfolg des Frä. Seebach in der Darstellung der Agnes. Und doch war diese Rolle so gespielt, daß man hoffen darf, sie der meisterhaften Darstellung des Seebach'schen Orestes und Gläukens schon nach zwei oder drei Wiederholungen angereizt zu sehen.

Die Rivalität in der Kunst war für das echte Talent stets ein wohlthätiger Antrieb zum Fortschritt. Wenn aber einseitige Begünstigung hinzukommt, dann verliert sich die wohlthätige Wirkung der Rivalität ins Gegenstück. Mag nun der Sache was immer zu Grunde liegen, soviel stellt sich bei einer häufigen Durchsicht des Repertoires der letzten Monate heraus, daß Frä. Würzburg in dieser Zeit gerade brimmlig soviel Beschäftigung fand als Frä. Seebach. Der „Sonnenhof“ und die „Waise von Novgorod“ mit Frä. Würzburg sind immer am Repertoire — „Rosa“ und „Gegensatz“, zwei mindestens ebenso gute Stücke, mit mindestens ebenso guten Leistungen des Frä. Seebach sind fast nie Monotonie vom Repertoire verschwunden. „Rosa Morgana“ mit Frä. Würzburg wurde so rasch nacheinander gespielt, daß die Darsteller gar nicht zu Athem kamen. „Der Schwefelstein“ und „Laby Tantière“, in welchen Stücken Frä. Seebach mindestens ebenso wohl gefiel, erlebten erstere nach längerer Unterbrechung mit Würde eine, letztere gar keine Wiederholung. All dies dürfte sich doch nicht durch plötzliche Unzulänglichkeiten und andere unvorhergesehene Zwischenfälle begründen lassen. Frä. Seebach und ihre Schwestern am Hamburger, Frä. Würzburg, können recht gut neben einander auf einer und derselben Bühne wirken, was wir auch bereits wiederholt ausgesprochen haben. Aber Gutes ist vor Allem nöthig: eine gleichvertheilte Beschäftigung. Damit werden zwar die kleinen Gierfüchlein, die ganz menschlich, daher vergänglich sind, nicht ganz gehoben werden, allein das Publikum wird von der unangenehmen Empfindung befreit, welche eine solche Unangegessenheit stets hervorruft.

Da einkommen wir auch eben eines Feuilletons, das Jules Janin am 2. April d. J. zum Abschied der Rachel von der Pariser Bühne im Journal des Débats abdrucken ließ. Er spricht darin vom ersten Auftreten dieser Künstlerin (Mai 1837), von seiner lebenden Kritik über ihre erstes Debut; er erzählt, wie er erst ein Jahr lang von seinen Freunden mit feiner Entschuldigung aufgesogen, vom Publikum aber geradezu verhöhnt wurde, von der Verwirrung, mit welcher die biegenamen Helden der andern Journale sich dieser neuen Erscheinung gegenüber bewegten, „c'est pourquoi le premier jour les très habiles gens de la plume ne se hasardèrent guère à proclamer un illustre découverte! Au contraire, ils se retranchèrent dans le peut-être! on verra et laissons faire l'avenir!“ Weiter erzählt Jules Janin von einer anderen unbedeutenden Schauspielerin, welche man ihm und seinem Schützling zum Trost zu selber Zeit auf den Schilb hob. Die Stelle lautet: En même temps la belle étoile de ce temps-là, comme si elle eût voulu protester contre ma proclamation, faisait debut à grand bruit d'opérette et de tambours une ingénue, une fée, une extase, une autre Mlle. Mars, qu'ils appelaient... Mlle. Davenny; ils l'avaient rencontrée au beau milieu d'un elegant petit théâtre bourgeois du faubourg Saint-Honoré, et pour un royaume ils n'auraient pas demandé de leur admiration. Tremblez, infidèles! tremblez, endurcis! Mlle. Rachel et le Feuilleton furent même assez maltraités au nom de cette nouvelle étoile duberger, Mlle. Davenny.“

Ein Jahr darauf (September 1838) durfte Jules Janin mit Hinblick

auf eine andere Rivalin der Rachel — die Davenny war damals ja schon wieder vergessen — die Ausrufung wagen: „Si Mlle. Plessy veut comprendre combien elle joue mal la comédie, et comment, pour réussir au Théâtre, la beauté n'est pas une condition absolue, que Mlle. Plessy étudie avec une attention sincère la plus étonnante petite fille que la génération présente ait vue monter sur un théâtre. Cette enfant, c'est Mlle. Rachel.“

Und da sie im Theater français engagirt wurde, schrieb er: „Elle sera bientôt l'honneur du théâtre: alors il faudra se montrer sévère envers elle autant que nous sommes encourageants aujourd'hui; car ce n'est pas la une de ces personnalités subalternes auxquelles la critique jette en passant l'aumône de quelques éloges pour ne plus s'en occuper!“

Da wurde der arme geplagte Jules nicht mehr verhöhnt; das Publikum sah sich im September 1838 genöthigt zuzugeben, daß Janin im Mai 1837 doch nicht Unrecht gehabt. Die Rachel wurde Allen über den Kopf, die Davenny und Plessy, die Schwestern des Augenbilde, nahm dieser Augenbilde, der Granafe! mit sich fort, und Jules Janin freute sich über die allgemeine Beschämung, welche sich der durch ein großes Talent abgezwungenen Bewunderung verband.

Weit entfernt, Fräulein Seebach mit der Rachel in Vergleich bringen zu wollen, sind wir doch im Inneren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß aus Fräulein Seebach eher je einmal eine Rachel, als aus und einmal ein Jules Janin wird. Auch sind wir gar nicht so bösmüthig zu sagen, Fräulein Würzburg sei so unbedeutend wie die zwei Schwestern des Augenbilde, der Augenbilde, der Granafe! mit sich nahm. Aber einige Aehnlichkeit hat dieser mit jenem Halse doch, und es sollte uns recht lieb sein, an Fräulein Seebach früher oder später zu erleben, was Jules Janin an der Rachel erlebt. *Peut-être on verra! laissons faire l'avenir!* —

Herr Aufschlag spielte den Spötker im Ganzen wie im Detail wunderlich. Vortrefflich war auch Frau Rettich in der Rolle der Gräfinde. Herr Joseph Wagner hatte sich sehr gut in die Rolle des Ottocar gefunden, sein Spiel war liebevollständig in den Liebesescenen, kräftig und ausdrucksvoll in den ernstern Momenten. Herr Franz half sich mit dem Kupert, der schwierigen und gefährlichen Rolle des Stüdes, durch, so gut es ging. Sein herbes Organ sowie sein scharfes Spiel paßt zufällig gut zu diesem Charakter. Troßdem läßt sich nicht leugnen, daß er sich nicht in der Auffassung, denn die war ganz verständig, wohl aber in der technischen Ausführung, in der er sich häufig vergriff. Herr Lucas, der bekanntlich Verleumdung am besten versteht, war wenigstens im Uebrigen ganz befriedigend. Von Frau Richterin ließe sich daselbe nicht behaupten, aber wir wollen das Verdienst, die Aufführung des Stüdes durch Uebernahme einer secundären Rolle möglich gemacht zu haben, nicht übersehen, wenn nicht etwa die Rolle eben erst durch diese Darstellung zu einer secundären herabgesunken ist; denn Gräfinde's Charakter steht im Organismus des Stüdes zu Grunde in einem beziehungsreichen Gegensatz, die Freyde, Schwänze, Schürze zur Bescheidenheit, Schweigenden, Verschöndeten. Die Uebrigen in ihren kleineren Rollen waren entsprechend.

Nachdem wir der Bearbeitung des fünften Actes durch Raube eigentlich die Aufführung dieser nicht mangellosen, aber an Glanz und Schönheit überreichen Kleist'schen Dichtung danken, so wollen wir mit dem Bearbeiter nicht zu hart ins Gericht gehen, daß er den Schluß von dem Augenbilde, da Ottocar erwacht, in abschwächender Fänge hinausbachtet, statt rasch zu endigen. Die Nachahmung der Kleist'schen Sprache ist überallhin gegliedert, das was wir sagen, dem Kleist schreibt sein ganz eigenes Deutsch, in ihm wiederholt sich kein schon dagewesenes Epl. Von Vers zu Vers, von Wendung zu Wendung schlagen ganz neue Töne an unser Ohr; sie waren wohl von je im deutschen Sprachschatz mitgethan, aber sie lagen unbenutzt, bis der Genius kam, der seinen Schatzesausbeute mit starken Armen hob.

E. J. Semlitzsch.

Miscelle.

[Das Telegraphenwesen in Europa und Asien am Beginn des Jahres 1855.] In Europa spielen jetzt die Telegraphen von Madrid bis Petersburg und Moskau, von Venedig, Genua, Konst in Island bis Lemberg, Orsova, Belgrad, von Upsala und Stockholm natürlich mit kleinen Zwischen, bis Spalato, Triest, Genua, London und Brüssel. In Asien aber wiederum in Britisch-Indien befinden die Telegraphischen Verbindungen eine Ausdehnung von 3000 englischen Meilen, nämlich den Calcutta nach Bombay, von Bombay nach Madras, und endlich von Calcutta nach Agra und Lahore, also im Zickzack vom Süden nach Westen, von da nach Osten und von da nach dem äußersten Nordwesten. (Nach Berthes geographischen Mittheilungen.)